

Leidenschaftliche Unvernunft

Weshalb sollte man ein Fachgebiet lehren, bei dem die Aussicht auf beruflichen Erfolg kaum besteht? Warum sollte eine Bildungsinstitution wie z.B. eine Universität ein solches Fach als Studium anbieten? Wozu sollten Privatpersonen hunderte Euro ausgeben, um sich etwas anzueignen, das sich mit hoher Wahrscheinlichkeit eher nicht in ein geregeltes finanzielles Einkommen ummünzen lassen wird? Ist das nicht per se absurd, in solch eine Kompetenz Zeit zu investieren, wohlwissend, dass es von zehn Studierenden vielleicht eine/r schaffen wird, mit dem erworbenen Wissen zu reüssieren, ein zweiter oder eine zweite vielleicht zu überleben? (Und diese Zahlen wurden in Studien an Universitäten, die solche Studiengänge seit Jahrzehnten anbieten, eruiert.)

Ja, ist es – absurd.

Sinnlos.

Eine Vergeudung ...

... zumindest in unserer Welt, in der sich alles rechnen muss. Wir können es uns wahrlich nicht leisten, Geld darein zu investieren, dass wir uns mit Sprache auseinandersetzen! Dass wir Sprechakten nachspüren. Weil es sich schlichtweg nicht rentiert, darüber nachzudenken, was guter Stil oder die Klangdifferenz zwischen Gedankenstrich und Semikolon sein könnte. Den braucht keiner und keine! Den hat man – indem man jede Saison die Klamotten tauscht, das Mobiliar natürlich auch; weitere Stilfragen erstrecken sich auf das Armaturenbrett – in Mahagoni oder was-auch-immer ... Es lohnt sich nicht, die Werke des 19. Jahrhunderts zu lesen,

noch ältere haben keine Existenz, und über diejenigen des 20. Jahrhunderts mag man noch urteilen, Thomas Mann und Kafka, sollten dem Namen nach zumindest bekannt sein, ungebildet will man ja dennoch nicht erscheinen. Zwei oder drei mit Hingabe eingestudierte Aussagen zu Handke und Bernhard, ein Kommentar zu Jelinek aus der Retorte – natürlich hat man ihre Werke nicht gelesen, ein Stück an der Burg gesehen, das habe genügt, man wisse Bescheid, wozu solle man sich mit der Rhythmik Mayröckers beschäftigen? Wofür sei es nutz, über Genitiv und »einander« nachzudenken oder sieben Varianten der zeitlichen Ordnung einer Handlung durch unterschiedliche Gewichtung der erzählerischen Gegenwart zu erarbeiten? – Das bringt viel zu wenig Geld aufs Konto, um den Aufwand zu lohnen! Und spricht man so, versteht einen ohnehin keine/r mehr. Sie glauben mir nicht? Versuchen Sie es doch selbst, sagen Sie laut und deutlich: »Fürderhin werden wir einander regelmäßig begegnen.« Oder: »Wenn's Ihnen nicht conveniert, können's ja gehen.« Nur so, zum Spaß ... Und ich gebe gerne zu, dass ein Satz wie »Ich lehne Ihre Impertinenz ab, sie ist als ungerechtfertigt zurückzuweisen.« sicherlich nicht die wehrhafteste aller denkbaren Varianten ist. Aber vielleicht diejenigen, welche für einen selbst den höchsten Vergnügungsfaktor aufweist.

Eine Welt, in der Status das Relevanteste ist und unseren Wert bestimmt – unabhängig von Charakter, Wissen, Persönlichkeit –, eine solche Welt braucht keine Schreibstudiengänge. Sie benötigt keine Reflexion über sich selbst oder die erzählerische Gestaltung der Welt, die uns umgibt. Sie bedarf auch keiner Künstler/innen. Mozart, die Lippizaner und ein bisserl Sisi, das genügt für ein Land wie Österreich; und lässt sich weitaus besser vermarkten, als ein paar so kleine Wortkreative, die eh keiner versteht. Die sind so

motzig und eckig und widerborstig. Ein Studiengang für die, in einem Land in der Größe Österreichs, das genügt. Da können sich ein paar pro Jahrgang tummeln, wenn sie glauben, dass sie es unbedingt müssen. Und die anderen, die glauben nicht anders zu können, dort keinen der begrenzten Plätze ergattern, die können ja bei einem der Vereine ihrer Erzählleidenschaft frönen. Steht ihnen doch frei. Und Sommerakademien gibt es auch. Für diejenigen, die es ganz schnell einkochen wollen: rein, raus, fertig. Oder vielleicht doch nicht?

Denn das muss in unserer Zeit möglich sein: Alles im Schnellverfahren, wir haben keine Zeit für Studien, bei denen jemand Entwicklungszeit benötigt, die einem nur einen Weg weisen, aber niemals das Ziel zeigen. Wir haben keine Zeit für Bildungsprozesse in denen ein Jahrzehnt ein Tag ist, und die niemals enden werden, niemals enden können, solange wir atmen – und so wäre es im Schreiben.

Schnellverfahren, sich rentieren, das muss mit Sicherheit versprochen werden können, ganz klar. Deshalb braucht man große Namen, die leisten Gewähr dafür ... Denken wir uns das doch mal aus, Vorhang auf, rein ins Fabulatorium: Wer bei Handke lernt, wird zum Genie. Denn Handkes Geist aus jeder Pore, inhaliert über zwei Semester (Mehr Zeit haben wir nicht!), schon sausen zwanzig kleine Handkes herum, garantiert! – Und damit wir nicht allzu einseitig werden, setzen wir dem Herren Literaten noch einen Topjournalisten an die Seite und den besten Kritiker des deutschsprachigen Raums – allesamt Männer, natürlich. Potente Netzwerke sollen schließlich gleichfalls aufgebaut werden, Männer sind darin seit Jahrzehnten, was sag ich, Jahrhunderten exzellent. Alles im Dienste der Studierenden.

Wer das glaubt, der handle demnach.

Den anderen hingegen empfiehlt sich der Besuch in einer anderen Galaxie. Im Fabulatorium. In diesem geht es heute zum Beispiel einzig darum, einem Satz zu lauschen. Wieder und wieder, dem gleichen; ihn zu verstehen.

»Hört mal: »Lange Zeit bin ich früh schlafen gegangen.«, im Original: »Longtemps, je me suis couché de bonne heure.« – Solch ein Satz trägt Weite in sich. Er ist wie die Tür zu einem großen Saal, einem Spiegelsaal, wir sehen noch nicht, was uns alsbald darin erwarten wird, in diesem Saal, was wir in den Spiegeln entdecken werden, aber wir überschreiten mit ihm die Schwelle, ganz langsam, mit diesem einen ersten Satz: Lange Zeit bin ich früh schlafen gegangen. – Was aber wäre, hätte Proust, denn um keinen anderen handelt es sich, seinen Roman mit dem Satz: »Ich bin lange Zeit früh schlafen gegangen.« begonnen? – Wo liegt der Unterschied? – Oder: »Früh bin ich lange Zeit schlafen gegangen.« – Wie verändert sich der Satz, in seiner Bedeutung, in seinem Klang; für euch? ...«

Drei Stunden später. Auf dem Blatt jedes und jeder Teilnehmenden (das auch ein virtuelles sein kann), steht ein einziger Satz. Ein erster Satz, dessen Wirkung in Worte gefasst werden kann, in sprachliche Bilder. Ein durchdachter Satz. Dem weitere folgen werden in den nächsten Tagen.

Und nach einer Woche Blockseminar, weiß man ...: Dass man nichts weiß. Nach einem Semester: Dass jede Antwort, die man findet, immer weitere Fragen nach sich ziehen wird, manchmal drei oder sieben oder vierzehn Fragezeichen, und - nach drei Jahren – dass man in diesem Feld – in der Sprache, in der Literatur –, immer Lernender bleibt, und dass darin aber auch der Reiz liegt. Und man wird andere Kennen gelernt haben, Gleichgesinnte, solche, die auf eine ähnliche Art meschugge sind, aus der Zeit

gefallen, denen ein Roman ein Garten ist, zauberhaft und mit geheimen Ecken versehen, ein Genuss, in den es sich einzutauchen lohnt ... Möge er nun »Tristram Shandy«, »Orlando« oder »Drei traurige Tiger« heißen ... Die gerne mit Sprache ihr Spiel treiben, sich in unterschiedlichsten Nuancen erproben und gestalten wollen ...

Und man bleibt dabei ... Denn denken, schreiben, in Worte fassen, in Wortbilder ... – das macht süchtig.

»Liebe Marlen! Danke für Deine Inspirationen, Deine Natürlichkeit, Dein genaues Hinhören, Dein Dich Verbinden mit den Texten, Dein Nachhaken, Fragen stellen, Antworten, Dran bleiben, Mut machen ...! Ich bin bewusster geworden ... scharfsichtiger, hörender, zugewandter, lebendiger, freudiger ... Dieses Seminar ist mir zu einer Spur geworden, der ich folgen will. H. W.«

Deshalb lehre ich. Auch nach 15 Jahren. Und noch immer mit Leidenschaft. Weil auch das Nachsinnen über Sprachräume, Gestaltungsprinzipien, Erzähluniversen eine niemals endende Reise ist ...